

# Pensioniert!

Autor(en): **Gassmann, Verena / Mezger, Erika / Stöckli, Susann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die : Lesbenzeitschrift**

Band (Jahr): - **(2000)**

Heft 17

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-631080>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Pensioniert!

**Endlich Zeit haben, Wünsche und Ideen umsetzen, die Zeit sinnvoll nutzen oder doch in ein riesengrosses Loch fallen? Viele Lesben identifizieren sich sehr stark mit ihrem Beruf – wie fühlt es sich an, ein Stück Identität loslassen zu müssen? Gehören Depressionen zum Altwerden? Wird die Zeit hektisch angefüllt mit Aktivität, oder werden die Pensionierten von der Muse geküsst? Viele Fragen. Vier Lesben haben geantwortet. Drei davon leben in der Schweiz, eine in Deutschland. Zudem ein Portrait der Russin Maja Zachárovna, deren Realität sich als Lesbe wie auch als Pensionierte sehr von derjenigen der anderen unterscheidet.**

## **Vrene, 62, kaufmännische Angestellte, lebt in Zürich**

Ende 1999 habe ich mich mit knapp 61 Jahren freiwillig vorzeitig pensionieren lassen. Nach fast 45 Jahren Berufstätigkeit inklusive Lehre hatte ich einfach genug. Ich zählte zuerst die Monate, dann die Wochen, dann die Tage bis zur Pensionierung.

Ich habe das Gefühl, 61 Jahre lang fremdbestimmt gewesen zu sein. Das fing im Elternhaus an, ging in der Schule weiter und fand seine Fortsetzung in der Lehre und während der ganzen Berufstätigkeit. Mein ganzes Berufsleben bestand eigentlich darin, die Infrastruktur für den Erfolg anderer bereitzustellen. Meine Meinung war nie gefragt. Ich musste einfach das tun, was man von mir verlangte. Heute bin ich überzeugt, dass ich viel mehr und Besseres hätte leisten können, wenn man mich nur hätte machen lassen.

Jahre vor meiner Pensionierung reifte in mir der Wunsch, von Zürich nach Kopenhagen zu wandern. Warum? Ich weiss es nicht, die Idee war einfach plötzlich da. Ich bin immer schon gerne gewandert. Nebst Wanderungen und Touren in den Alpen und in Schwedisch-Lapland sagt mir das Fernwandern von einem Ort zum anderen besonders zu. Da ich Kopenhagen sehr mag, lag es vielleicht nahe, einmal eine mehrmonatige Wanderung nordwärts zu unternehmen, ohne nach zwei bis drei Wochen ins Büro zurückkehren zu müssen.

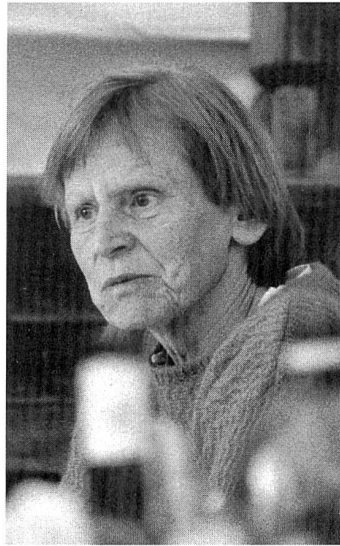
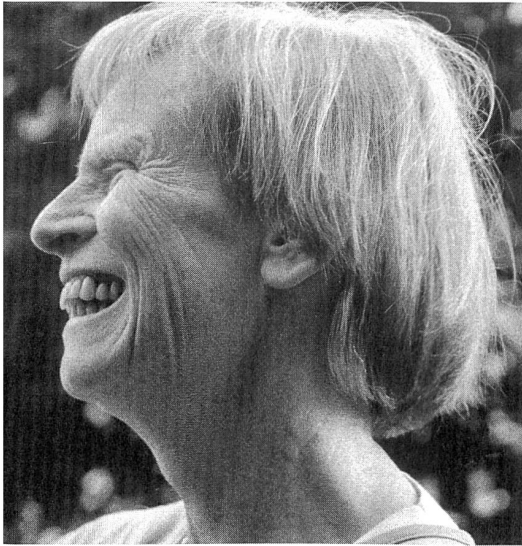
Die erste Zeit nach meiner Pensionierung war weitgehend damit ausgefüllt, meine Wanderung zu planen. Am 20. April bin ich in Zürich vor meiner Haustür gestartet und jetzt – gut 15 Wochen später – bin ich noch etwa 40 km von der dänischen Grenze entfernt. Wenn alles gutgeht, werde ich in knapp drei Wochen auf dem Rathausplatz in Kopenhagen stehen.

Langsam wird mir auch klar, dass die Idee nicht nur aus Freude am Fernwandern entstanden ist. Es macht ja auch nicht nur Spass, grössere und kleinere Krisen gehören dazu. Vielleicht spielte unbewusst auch der Wunsch mit, einmal etwas zu unternehmen, was nicht alle können, und dabei alles selbst zu planen und selbst zu entscheiden. Aus dem Gesagten dürfte klar werden, dass ich mich mit der Arbeit nie so richtig identifizieren konnte. Ich bin deshalb überzeugt, dass ich auch nach meiner Rückkehr in die Schweiz nicht in ein Loch fallen werde, im Gegenteil.

Wie meine Zukunft aussehen wird, kann ich im Moment noch nicht genau sagen. Zuerst muss ich lernen, mich im Pensioniertenalltag zurechtzufinden, was mir aber mit Bestimmtheit keine Probleme machen wird. Vieles hängt natürlich auch von meiner Gesundheit ab.

Ich habe viele Ideen, und ich muss aufpassen, dass ich nicht zuviel will. Einen Pensioniertenstress will ich nicht. Sicher werde ich weiterhin wandern und für den SAC Touren planen und leiten. Ich werde meinen Schwyzerörgeli-Unterricht wieder aufnehmen und vielleicht sogar meine Mundharmonika wieder einmal aus der Versenkung herausholen. Weitere Ideen sind: Frauen- oder Lesbenjassgruppe, Schreiben, Freiwilligenarbeit, Spielgruppe, Reisen, Auffrischen der Englisch-, Französisch- und Dänischkenntnisse, Kursbesuche usw. usw.

Meine finanzielle Situation ist gut. Zurzeit habe ich zwar noch keine AHV,



aber ich habe trotz der vorzeitigen Pensionierung eine gute Rente. Da ich keine grossen Ansprüche habe (kein Auto, wenig Kleider) konnte ich auch viel sparen.

Meine Lebenssituation könnte nicht besser sein. Ich bin seit 21 Jahren mit meiner Freundin zusammen und seit 19 Jahren wohnen wir auch zusammen. Meine Freundin begleitet mich übrigens auch die letzten Wochen auf meiner Wanderung. Sie war auch am Anfang im Schwarzwald einige Tage dabei und später nochmals zehn Tage im Sauerland.

Zum Schluss kann ich nur noch sagen, dass ich mich noch nie so gut gefühlt habe wie in den gut 7 Monaten seit meiner Pensionierung.

**Rita S., 61 Jahre, seit zwei Jahren pensioniert, lebt in Zürich**

Ich will probieren, die Dinge ruhiger anzugehen, mehr für meine Gesundheit zu machen und endlich einmal in der Welt herumzureisen. Ich war unterdessen schon in Kanada bei einer Freundin. Zur Feier meiner Pensionierung habe ich mir eine Eigentumswohnung geleistet (mit meinem Pensionskassengeld!) und nach meinem Geschmack umbauen lassen. Ich fühle mich hier richtig daheim, mit meiner Dachterrasse und den vielen Pflanzen (ich bin gelernte Gärtnerin). Ich bin finanziell gut abgesichert.

Die Zeit nach der Pensionierung war angefüllt mit unzähligen ehrenamtlichen Tätigkeiten. Nach und nach habe ich sie alle auf- und abgegeben. Ich wollte endlich Zeit für mich haben, denn es war mir alles viel zuviel. Kaum hatte ich diese

Zeit, stellten sich unerklärliche gesundheitliche Beschwerden ein, die mich sehr absorbierten und mich schon auch von der Angst, nicht mehr gebraucht zu werden, ablenkten. Trotzdem sind meine Tage alle ausgefüllt, v. a. im Sommer mit meinen Pflanzen. Ich bin zufrieden, und schon wieder hat sich ein soziales Projekt ergeben, welches ich nach langem Hin und Her angenommen habe. Ich werde voraussichtlich für sechs Monate in den Nahen Osten gehen.

Ich habe mit 25 Jahren geheiratet, die Ehe dauerte nur ein paar Jahre, und ich habe meine Tochter alleine grossgezogen. Mit 40 verliebte ich mich in eine ältere Frau. Wir waren 13 Jahre zusammen, bis sie starb.

Seit acht Jahren bin ich ohne feste Beziehung und habe mit viel Mühe und Not gelernt, wieder alleine zu sein und zu leben. Ich habe viele gute Freundinnen und fühle mich in diesem Netz aufgehoben. Wichtig ist mir jetzt, für mich zu schauen – für die anderen habe ich lange genug geschaut, als Mutter und ehemalige Sozialarbeiterin.

**Gertrud, 61, Sport- und Englischlehrerin, lebt in Deutschland**

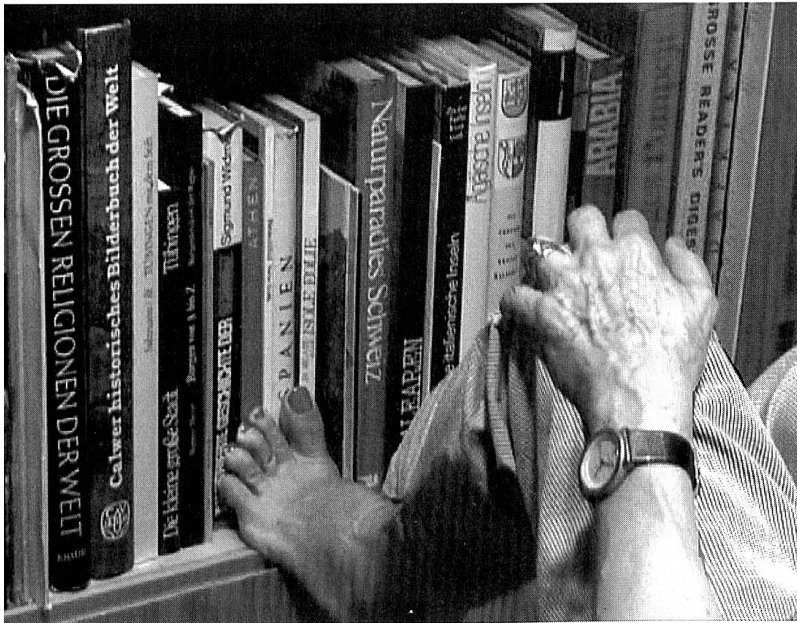
Ich lebe allein. Die Kinder sind seit acht bis zehn Jahren aus dem Haus. Ich wohne mit meinem Ex-Mann, dessen Lebenspartnerin und einer Mieterin in einer Art lockerer Hausgemeinschaft. Das ist für mich eine gute Lösung. Wir verstehen uns gut, helfen uns gegenseitig, haben aber auch die nötige Distanz. Soweit ich meinem Gefühl trauen kann, habe ich keine weiteren Bedürfnisse nach einer Beziehung. Das Thema Les-

bischsein ist nicht mehr von grosser Bedeutung. Ich glaube, andere Themen sind mir heute wichtiger. Nicht dass ich mich nicht mehr für das Thema interessiere, denn schliesslich hat es ja mein Leben geprägt.

Zu meiner Zukunft mache ich mir ehrlich gesagt nicht mehr so viele Gedanken. Es gelingt mir erst jetzt in meinem Leben, im Heute zu sein und nicht über das Morgen nachzudenken und ständig zu planen. Natürlich stehe ich an der Schwelle des Alters, und ich bin mir dessen auch sehr bewusst. Natürlich ist da auch der Gedanke, was wird, wenn ich mal nicht mehr für mich selbst sorgen kann. Ich will keine Erwartungen an meine Kinder stellen – nach meinen eigenen Erfahrungen mit meiner Mutter. Ich möchte so lange es geht, eventuell mit ambulanter Hilfe, in meiner Wohnung bleiben. Und falls ich einmal ein Pflegefall werden sollte, so ist das Pflegeheim der einzige Weg für mich.

Meine finanzielle Situation ist in Ordnung. Ich bekomme, da ich nach meiner sechsjährigen Kinderpause als Lehrerin nur teilzeit gearbeitet habe, natürlich keine hohe Rente. Zudem bin ich leichtsinnigerweise in den siebziger Jahren freiwillig aus dem Beamtenverhältnis ausgeschieden. Ich kann aber mit dem Geld sehr gut leben. In einer grösseren finanziellen Notlage müsste ich das Haus oder einen Teil des Hauses verkaufen, was ich natürlich nicht will. Ich habe mich über mehrere Jahre innerlich von der Schule verabschiedet, das





war ein längerer Prozess. Damit erkläre ich mir die Tatsache, dass ich leicht loslassen konnte – denn ich war mit Leib und Seele Lehrerin. Aber zum Schluss wurde der Druck auch immer grösser, ständig, also auch nach einer schlechten Nacht, fit sein zu müssen, um den jungen Menschen zu genügen.

Nach meiner Verabschiedung war ich ungefähr eine Woche lang wie gelähmt, sehr depressiv, und dann war das vorbei. Heute fühle ich mich so frei wie nie zuvor und geniesse diese Freiheit und die Tatsache, nicht mehr so viel Verantwortung auf meine Schultern laden zu müssen.

Ich hatte nie das Gefühl von Nutzlosigkeit oder Werteverlust. Auf der einen Seite weiss ich, dass ich in der Schule sehr geschätzt wurde und auch wichtig war, auf der anderen Seite ist aber auch eine tiefe Überzeugung in mir, nicht derart wichtig zu sein – ohne dass ich mich deswegen als wertlos ansehe. Gegen aussen zeigt sich das in einer Art Bescheidenheit, die ich oft als missverstanden erlebe. Ich würde übrigens meine Arbeit in einer 10. Klasse nicht als wertvoller bewerten als das Umgraben eines Beetes, es ist nur eben eine andere Arbeit.

Meine Zeit nutze ich für meine Wohnung/Haus und meinen Garten. Früher hatte ich dafür überhaupt keine Zeit. Ich habe in den zwei Jahren Ruhestand vieles an meiner Wohnung renovieren und verändern lassen. Das Haus empfinde ich insgesamt als eine Art Projekt, in

das ich relativ viel Geld stecke. Es muss natürlich auch vieles gemacht werden, denn das Haus ist alt, aber ich habe auch Lust dazu und verspüre besondere Energien, die ich früher nicht hatte. Ich arbeite auch gerne im Garten, jetzt zum Beispiel, wo das Wetter endlich schön ist. Seit Ende des letzten Jahres ist meine Ausbildung für eine ehrenamtliche Tätigkeit beendet. Sie war sehr bereichernd für mich. Die Tätigkeit selbst ist sehr befriedigend, manchmal auch aufregend, aber nie so, dass sie mich wirklich belastet. Als gute Hilfe erlebe ich die Supervision. Ich habe auch viel mehr Zeit, meine freundschaftlichen Kontakte zu pflegen.

Das, was mir noch wichtig wäre zu sagen, kann ich noch nicht so richtig in Worte fassen. Vielleicht – trotz meines Lebens in der Welt – noch mehr Innerlichkeit? Auch Momente der Leere sinnvoll zu erleben? Noch mehr loszulassen? Vielleicht könnte ich als Symbol für das, was ich suche, das norddeutsche Flachland (in Nordfriesland) nennen: das weite, schlichte, fast nur Horizont ...

#### **R., 68, pensionierte Naturwissenschaftlerin**

Meine Zukunft sehe ich positiv. Das kommt wohl daher, dass ich mich gesund und fit fühle. Aber selbstverständlich denke ich in meinem Alter auch darüber nach, wie es später einmal sein wird, wenn ich vielleicht nicht mehr gut laufen kann oder das Gehirn nicht mehr einwandfrei funktioniert. Aber im Moment

habe ich ein gutes Gefühl. Finanziell bin ich mit AHV und Pensionskasse gut abgesichert.

Ich bin alleinstehend, fühle mich aber in Familie und FreundInnenkreis gut eingebettet. Ich habe guten Kontakt zu Nichten, Neffen und Freundinnen. Sehr wichtig ist mir auch der Kontakt zu anderen Lesben.

Meine Arbeit war mir sehr wichtig. Ich identifizierte mich stark über die Arbeit und das Arbeitsteam. Die Kolleginnen und Kollegen waren mir eine Art Familie. Dies von einem Tag auf den anderen zu verlieren war hart. Ich fühlte mich etwas verloren und lustlos. Zwar hatte ich nach der Pensionierung viele Ideen und Projekte, es fehlte mir aber der Antrieb, sie in die Tat umzusetzen. Jetzt habe ich mich wieder aufgefangen und geniesse es, mich meinen Interessen widmen zu können. Ich lese viel und besuche Vorlesungen und Seminare in Philosophie und Gender Studies an der Universität. Feministische Ideen haben mich schon früher interessiert. Nun habe ich Zeit, einigen Fragen nachzugehen. Wie kam es z. B. zu dieser androzentristischen Gesellschaft mit Zwangsheterosexualität und anderen sozialen Zwängen? Aus dem Wunsch heraus, dass sich etwas an unserer Gesellschaft verändert, engagiere ich mich auch politisch.

*Zusammengetragen von  
Verena Gassmann, Erika Mezger  
und Susann Stöckli  
Bearbeitet von Erika Mezger*

### **Maja Zachárovna, 75, Psychologin, Moskau**

Ältere Lesben gibts auch anderswo als in der Schweiz. Wenn sie zum Teil unter anderen Voraussetzungen leben, so sind da doch auch viele Gemeinsamkeiten. Indem ich in dieser Nummer eine Russin, Maja Zachárovna, vorstelle, möchte ich dazu anregen, nicht zu vergessen, dass wir zwar sehr stark von unserem sozialen Umfeld beeinflusst werden, aber auch durch unseren Charakter geprägt sind – und die Charakteren sind überall auf der Welt sehr unterschiedlich und individuell!

Maja Zachárovna wurde im Mai 1925 in eine Beamtenfamilie in Moskau geboren. Sich selbst nennt sie «Revolutionskind» (ditja revoljucij), denn ohne die Revolution 1917 in Russland hätten sich ihre Eltern wohl nie getroffen. Sie kamen aus unterschiedlichen sozialen Schichten: die Mutter aus dem verarmten Adel und der Vater aus dem Smolensker Judentum. Einzig die Revolution konnte sie zusammenbringen, sie heirateten 1918. Die Mutter hatte das Gymnasium beendet, sprach verschiedene Sprachen und war überhaupt eine kultivierte Frau. Der Vater aber ging noch als Junge in die Stadt, um Geld zu verdienen und sich selbständig durchs Leben zu bringen. Eine Ausbildung machte er erst später, als er schon verheiratet war, mit Hilfe seiner Frau. Er wurde Bauingenieur, hatte eine hohe Stellung inne, bis er 1939 schliesslich wie viele andere im Zuge von Stalins «Säuberungen» erschossen wurde.

Als Maja Zachárovna vier Jahre alt war, stellten die Eltern für ihre Erziehung auf ausdrücklichen Wunsch der Mutter eine deutsche Emigrantin ein.<sup>1</sup> Bis zur dritten Klasse ging sie gar nicht erst zur Schule, denn sie war ein sehr kränkliches Kind, hatte Nierenprobleme und verbrachte ihre Zeit zunächst vor allem in verschiedenen Sanatorien.

Mit der Verhaftung ihres Vaters brach das Familienleben ganz plötzlich zusammen: Die Wohnung wurde ihnen weggenommen, und die Mutter überlebte ihren Mann nur um ein knappes halbes Jahr. Maja Zachárovna kam in die Familie ihrer Schwester, die zu der Zeit gerade heiratete. Mit grosser Mühe und viel Glück gelang es ihr, in einer Fabrik Arbeit am Fliessband zu finden, denn sie war als «Tochter des Volksfeinds» (dotsch vraga naroda) abgestempelt. Trotzdem fuhr sie in der Abendschule fort zu lernen. Als dann der Krieg ausbrach, zog sie zusammen mit ihrer Schwester zu einer Tante nach Sverdlovsk (heute Jekatarinenburg). Bald darauf zogen auch einige Fakultäten der MGU (Moskauer Staatsuniversität) aus Aschchabad dorthin um, und Maja Zachárovna schrieb sich an der Philologischen Fakultät für Germanistik und Romanistik ein. Während des Krieges wurde nämlich das Etikett «Tochter des Volksfeinds» nicht mehr so streng genommen, weshalb sie ohne grössere Umstände zum Studium zugelassen wurde. Sie begann vor allem Französisch zu lernen, denn Deutsch beherrschte sie ja bereits. Als sie ihr Studium, zusammen mit der Uni zurück in Moskau, abschloss, war der Krieg bereits vorbei. Zunächst unterrichtete sie in der Schule Französisch, begann sich dann aber aus Interesse in Psychologie weiterzubilden und fand schliesslich in der medizinischen Abteilung als Psychologin für Suizidgefährdete Arbeit – wo sie bis zu ihrer endgültigen Pensionierung vor ungefähr fünf Jahren arbeitete.<sup>2</sup>

Maja Zachárovna ist mit der grössten Selbstverständlichkeit Lesbe: Diese Tatsache hat sie nie zu verstecken versucht! Schon in ihrer frühesten Jugend bemerkte sie, dass Gespräche über Knaben sie nicht besonders interessierten. Immer befreundete sie sich mit Mädchen und hatte zu ihnen sehr vertrauliche Bezie-

hungen. Einzig wenn diese anfangen, ihr mit aufgeregter Stimme ihre Sympathien zu Vitja, Kolja oder sonst einem Jungen auseinanderzusetzen – ja, dann fanden diese Geheimnisse kein Gehör ... Ein wirkliches Gefühl des bewussten Verliebtseins in Frauen kam erst viel später. Zunächst lebte sie nach der Uni mit einem Mann zusammen, einem Journalisten. Allerdings beeilte sie sich nicht, diesen auch offiziell zu heiraten, denn langsam begann Maja Zachárovna zu verstehen, dass sie keinerlei Notwendigkeit in dieser Verbindung fühlte: Sie hatte weder den Wunsch, mit diesem Menschen zu leben, noch ihn ständig zu sehen oder gar alles mit ihm zu teilen und also eine familiäre Beziehung zu ihm aufzubauen. Sie begann sich Gedanken darüber zu machen, was sie wirklich wollte, machte Selbstanalyse. Und da erinnerte sie sich an ihre Studienzeit, an Zhanna: Die wollte sie an die Hand nehmen, sich ihr auf die Knie setzen, sie streicheln, berühren ... kurz: Sie empfand gerade für Zhanna Gefühle, die andere Frauen sonst für Männer hatten. Da sie immer schon viel las – vor allem auch in Fremdsprachen – und viele ihrer MitstudentInnen zu Hause noch vorrevolutionäre Bibliotheken hatten, kannte sie den Begriff der lesbischen Liebe schon längst. Nun wusste sie selbst mit Gewissheit, dass sie lesbisch war – und das beruhigte sie innerlich sehr.

Ihre grösste Liebe, das war Svetlana Berzina – mit ihr hätte sie sich vorstellen können, ihr ganzes Leben zu verbringen, mit ihr wurde es ihr nie langweilig. Sveta war für ihr Doktorstudium am medizinischen Institut von Riga nach Moskau gekommen, sie lernten sich bei Freunden kennen und zogen schon bald darauf zusammen. Nach dem Doktorstudium holte Sveta dann auch ihren fünfjährigen Sohn aus Riga nach, und sie lebten eine Weile wie eine ganz normale Familie: Die Verwandten in Riga nahmen Maja ebenfalls sehr herzlich auf. Sveta war jedoch auch äusserst begeisterungsfähig für andere Frauen, was sie schliesslich auseinanderbrachte – enge Freundinnen blieben sie dennoch. Einige Jahre später hat sich Svetlana dann das Leben genommen, hat eine Überdosis Schlaf-tabletten geschluckt. Maja Zachárovna sieht da verschiedene Gründe: Svetlanas Übermüdung, ihre Unzufriedenheit mit dem Sohn, der im Gefängnis sass und dann ins Lager kam, die unglückliche Trennung von ihrer letzten Freundin und vor allem die Angst, alkoholabhängig zu werden. Denn Sveta hatte angefangen zu trinken. Als Ärztin war sie genauestens über die Gefahr des Alkohols informiert, wusste, wie schwer es war, davon loszukommen, und zudem gab es in ihrer Familie genug Alkoholiker. Ihre Abhängigkeit war bereits sehr weit fortgeschritten, so dass sich ihre Persönlichkeit massiv veränderte. Svetlana wusste genau, was sie tat, als sie sich umbrachte: Es konnte ihr niemand mehr helfen.

Seit Mai kann Maja Zachárovna ihre Wohnung nicht mehr verlassen, sie ist zu schwach, um noch aufzustehen, leidet an einer schweren Lungenkrankheit (und freundlich fragt sie mich, ob ich nichts dagegen hätte, wenn sie rauche ...). Natürlich möchte sie möglichst bald wieder rausgehen können, jedoch will sie

sich nicht auf unsichere Hoffnungen einlassen: Viel lieber genießt sie das Leben wie es ist. Sie liegt, liest, denkt, hört Radio und Musik. Ihre liebsten Bücher hat sie sich extra auf das Regal direkt neben dem Bett bringen lassen: Alexander Blok, Anna Achmatova und Rainer Maria Rilke (genau in dieser Reihenfolge) mag sie am allerliebsten. In letzter Zeit ermüden ihre Augen ein bisschen schnell beim Lesen, aber Langeweile? – Nein! Sie hat sich sehr schnell auf das neue Leben eingestellt, und abgeschnitten von der Aussenwelt ist sie schliesslich noch längst nicht – obwohl sie alleine lebt (abgesehen von einer Studentin, die sie bei sich wohnen lässt). Neben ihrem Krankenlager steht das Telefon: An FreundInnen, ArbeitskollegInnen und SchülerInnen, die sie anrufen kann oder von denen sie angerufen – oft auch besucht – wird, mangelt es ihr keineswegs. Maja Zachárovna hat bis fast siebzig in ihrem Beruf gearbeitet! Sie liebte ihre Arbeit über alles. Dass sie dann doch aufgehört hat, war eher Zufall: Sie hat sich schon längst nicht mehr nur psychologisch um ihre Patientinnen gekümmert, sondern sie auch medizinisch beraten. Allerdings war sie nicht berechtigt, auch Rezepte auszustellen, weshalb sie die PatientInnen dafür jeweils zu KollegInnen schickte, bis eben eine Ärztin deswegen Streit mit ihr angefangen und Maja Zachárovna beschlossen hat, unter solchen Umständen nicht mehr länger da zu arbeiten. «Sicher, am Anfang war das schon sehr langweilig für mich, nicht mehr arbeiten zu gehen, aber ich lese doch sehr gerne! Und viele frühere KollegInnen fragten mich immer noch in vielen Dingen um Rat – ausserdem hatte ich ja immer noch meinen Klub. 1984 hat Maja Zachárovna den Klub «Svet-scha» (Kerze) in den Räumlichkeiten einer Fabrik ins Leben gerufen. «Svet-scha» hatte immerhin etwa 300 Mitglieder, welche sich einmal im Monat gemeinsam zu einem riesigen Fest trafen. Sonst gab es da verschiedene Interessengruppen: Literatur, Geschichte, Sport und Exkursionen. Bis 1996 konnte Maja Zachárovna ihren toleranten Klub, in dem homosexuelle Beziehungen

selbstverständlich akzeptiert wurden, nicht aber Hauptthema waren, halten, dann wurde sie aus den Räumlichkeiten rausgeschmissen respektive hätte fortan bezahlen müssen, was sie natürlich nicht konnte.

Maja Zachárovna strahlt nur so vor Lebensfreude – obwohl die äusseren Umstände eigentlich dagegen sprechen. Sie liebt es einfach, Menschen um sich zu haben, vor allem auch junge. Übrigens scheint sie wirklich eine sehr bekannte Psychologin gewesen zu sein, obwohl sie so bescheiden ist, sich darüber auszusprechen. Jedenfalls hat eine Freundin von mir zum ersten Mal in Omsk (nicht etwa in Moskau!) von ihr gehört: Sie hat einer Freundin von ihr sehr geholfen, wieder Halt im Leben zu finden und von ihren Suizidgedanken loszukommen. Später hat sie von dieser Freundin dann auch erfahren, dass Maja Zachárovna Lesbe ist und dies ganz offen lebt.

Wenn ich das nächste Mal in Moskau bin, werde ich Maja Zachárovna ganz bestimmt besuchen – und zwar nicht etwa aus Mitleid (wozu auch ...), sondern aus Interesse!<sup>3</sup>

*Anne Büttikofer*

1) Obwohl Maja Zachárovna schon jahrelang kein Deutsch mehr gesprochen hatte, konnten wir uns auch ganz gut auf Deutsch unterhalten.

2) In Russland werden zwar Frauen mit 55 Jahren pensioniert, aber das heisst einzig und alleine, dass sie von da an Anrecht auf Pensionsgeld haben. Die, die weiterarbeiten, kriegen also dann sowohl den Lohn als auch die Pension – welche allerdings verschwindend klein ist ...

3) Übrigens wurde ich dank einem Interview in der «künstlerisch-publizistischen, radikal-feministischen» Zeitschrift «Ostrov» [Ostrov: chudoschestvenno-publicistitscheskij, radikal'no-feministskij schurnal – Moskva, Nr. 3, ijun' 2000; st. 4-10] auf Maja Zachárovna aufmerksam. «Ostrov» ist die Nachfolgezeitschrift von «Sofa-Safo», der wohl ersten regelmässig erscheinenden lesbischen Zeitschrift in Moskau.